

Bindung (*attachment*) und psychosoziale Entwicklung

Paul Natterer

(1998)

Es ist bekannt, dass das erste Lebensjahrzehnt, v.a. die ersten drei Lebensjahre, das Leben sehr stark prägen. Es gibt viele Hinweise dafür, dass ein Mensch die Tendenz hat, wesentliche Defizite dieser Phase: Angst, Ur-Mißtrauen, Ich-Schwäche durch Abwehr, Verdrängung, Unwahrhaftigkeit, Lebenslügen zu überspielen und von negativen Gefühlen und sozial schädlichen Handlungsweisen beherrscht zu werden wie Mißtrauen, Haß, Neid, Kälte, emotionale Besetzung und Mißbrauch anderer sowie soziales Beherrschen- und Manipulierenwollen – oft verborgen unter edlen Scheinmotiven und Freundlichkeit.

In der Psychologie zählt man dieses Denken und oft zwangsweise Handeln in Lug und Trug größtenteils zu den Neurosen. Schätzungen besagen, dass in der westlichen Welt 50% der Menschen unter Neurose oder wesentlichen neurotischen Symptomen leiden, mit zunehmender Tendenz. Was krank macht, ist die Unfähigkeit, innere und äußere Konflikte in irgendeiner Form befriedigend zu lösen.

Eine der wichtigsten und in breitangelegten Feldstudien gesicherte Erkenntnis der Entwicklungs- und Sozialpsychologie ist, daß sich der Charakter und der Zustand der primären, ersten Bezugsperson eines Kindes (v. a. normalerweise der Mutter und auch des Vaters) in den ersten Lebensjahren auf das Kind überträgt und seinen Charakter, seine seelische Gesundheit und Tüchtigkeit oder das Gegenteil bestimmt:¹ Der Idealfall, der allerdings statistisch nur in 50% der Fälle gegeben ist, liegt vor, wenn die Mutter eine innerlich freie, autonome und positive Persönlichkeit ist mit Wärme und Sensitivität/Einfühlungsvermögen. Daraus folgt für das Kind eine optimale Bindung, gelungene Nähe, (Ur)vertrauen, Belastbarkeit, und spätere Unabhängigkeit und Leistungsfähigkeit.

¹ Aufbauend auf den bahnbrechenden Tests und Klassifikationen von Mary Ainsworth zur Mutter-Kind-Bindung (Drei Bindungstypen: Gelungene Nähe – Verweigerndes Verhalten – Ambivalente Bindung) sind hier v.a. zu nennen die weiterführenden Forschungen von P. Fonagy, die zeigen, daß diese frühkindlichen Verhaltensmuster sozial vererbbar sind, d.h. sie werden erzeugt durch die jeweilige Persönlichkeit der Mutter, wo tatsächlich drei entsprechende Charakterklassen unterschieden werden können (siehe oben im Text): P. Fonagy/Steele&Steele: Maternal representation of attachment during pregnancy. In: *Child Development*, 62 (1991), 891–905.

Auch in der Sozialpsychologie ist dieser Sachverhalt ein intensiv anwachsender Forschungsschwerpunkt, nachdem erste Untersuchungen belegt haben, daß diese frühkindliche Mutter-Kind-Beziehung prägendes Modell bleibt für spätere soziale Bindungen im Erwachsenenleben, etwa auch in Ehe und Partnerschaft.

Daneben gibt es aber zwei schädliche, meist schwer belastende Fehlformen:

(a) Die Mutter ist abweisend, emotional tot, blockiert, unpersönlich, unsensibel. Dies kann durchaus einhergehen mit äußerer Überbehütung, Verzärteln und Sichaufopfern. Daraus folgt für das Kind emotionale Erstarrung, Verdrängung der eigenen lebendigen Identität und Gefühle, verweigerndes Bindungsverhalten: es flieht die Mutter – und Bindungsunfähigkeit bei rastloser Kompensation der versagten personalen Achtung und Zuwendung durch Suche nach Anerkennung und Bewunderung für intellektuelle, berufliche oder sonstige Leistung.

(b) Die Mutter ist problemgeladen, spannungsvoll, sie zeigt wechselhaftes Verhalten und Gefühle (Haß – Liebe; Zuwendung – Abweisung; Respekt – Mißachtung). Daraus folgt für das Kind eine unsichere Bindung, Desorientierung, Angst, Misstrauen, ungesunde, meist lebenslange Abhängigkeit von der ersten Bindungsperson oder späteren Nachfolgern; übersteigerte Aufmerksamkeits- und Zuwendungssuche durch exaltiertes, aggressives Verhalten.

Basis auch des Charakters und der Lebensgeschichte ist das erste Lebensjahr. Das ist die Phase der primären, ersten Liebe: „Das Schicksal der ersten Liebe ist das Schicksal des Menschen.“ Diese grundlegende Bedeutung des ersten Lebensjahres ist weitgehend außer Diskussion:

„Die gesamte Stellung des Menschen zur Umwelt, ob er sie erlebt als etwas, worauf man sich verlassen kann, wozu man Vertrauen haben kann, oder ob er sie als **unzuverlässig, bedrohlich und versagend** erlebt – diese Grundhaltung ist die direkte Folge davon, ob die Umwelt mit seinen infantilen Abhängigkeitserlebnissen befriedigend oder versagend umging. E. H. Erikson hat für diesen Entwicklungsabschnitt die antinomische Formel '*Urvertrauen gegen Urmißtrauen*' geprägt. Ein **Urvertrauen entsteht im Menschen durch die kontinuierliche Präsenz einer oder weniger vertrauter Bezugspersonen und deren freundliche, interessierte und engagierte Teilnahme am Geschick des Kindes**. Diese emotional zugewandte Präsenz der Bezugsperson ist für die gesunde psychische Entwicklung des Menschenjungen in den ersten Lebensjahren unerlässlich“.²

Das Baby dieser ersten Monate ist nicht – wie noch vor einigen Jahrzehnten oft angenommen – ein dumpfes, chaotisches Wesen. Es besitzt im Gegenteil optimal angepasste und differenzierte Wahrnehmungen und Instinkte mit exakt vorgegebenen und notwendig aufeinander aufbauenden biologischen, psychischen, sozialen Bedürfnissen und Erwartungen.³ Wir können hier nur das Allerwichtigste zum einen zur biologisch-körperlichen und zum anderen zur psycho-sozialen Ebene sagen, wobei sich beide Ebenen beeinflussen und bedingen.

Die biologisch-körperliche Ebene:

Hier ist die absolute Geborgenheit – mühelose Verfügbarkeit – Nähe/Einheit/Intimität mit der Bindungsperson, normalerweise der Mutter, das Allerwichtigste: Dies wird vermittelt durch den **sozialen Kontakt (Anschauen, Lächeln, Ansprechen) und v.a. durch intensiven, möglichst ununterbrochenen Körperkontakt und großflächigen Hautkontakt**, der dem elementaren Grundbedürfnis entspricht, sich erfolgreich und

² Hoffmann, S. O. / Hochapfel, G: *Neurosenlehre, Psychotherapeutische und Psychosomatische Medizin*, Stuttgart 1995, 34.

³ Grundlegend sind vor allem anderen die systematischen Arbeiten John Bowlbys, der auch für die Weltgesundheitsorganisation (WHO) die Mindestvoraussetzungen formuliert hat für eine gesunde soziale, geistige, sprachliche Entwicklung in den ersten drei Lebensjahren. Auf Deutsch liegen zwei Bücher von ihm vor: *Trennung* (München 1976) und *Verlust* (Frankfurt 1983).

jederzeit mit dem ganzen Körper anzuklammern und festzuhalten.⁴ Dieser Körperkontakt und soziale Kontakt ist in entscheidenden Rücksichten um Dimensionen wichtiger als die Nahrungsaufnahme und äußere Fürsorge für die seelische und körperliche Gesundheit und Entwicklung. Wenn er versagt wird, ist Angst, Aggression, soziale Isolation, seelische Verkümmern und körperliche Schwäche bis zum Tod die Folge.⁵

Eine sehr anschauliche und populäre Darstellung dieser Zusammenhänge findet sich in einem Bestseller von Jean Liedloff, einer amerikanischen Publizistin und Psychotherapeutin, die mehrere Jahre bei Indianern des südamerikanischen Regenwaldes gelebt und deren Leben und Erziehungsweise studiert hat. Der deutsche Titel ihres Buches lautet: „Auf der Suche nach dem verlorenen Glück. Gegen die Zerstörung unserer Glücksfähigkeit in der frühen Kindheit“.⁶ Der philosophische Hintergrund ist zum Teil problematisch, aber es wird überzeugend gezeigt in einem Vergleich der Erziehungsmethoden und Probleme der westlichen Zivilisation mit dem Mutterverhalten und der Erziehung bei Naturvölkern:

- wie wichtig dieser ständige Körperkontakt und das Getragenwerden in den ersten Lebensmonaten ist,
- wie ein Großteil des späteren Erziehungsstress sich so weitgehend von alleine erledigt,
- wie ein Großteil der Existenzangst und mittelbar auch der kosmischen oder religiösen Ängste und Skrupulanz unserer Erwachsenenwelt und ein undefinierbares Unbefriedigtsein und Suchtverhalten so vermeidbar ist,
- wie das großenteils aus der Kindheit übriggebliebene, vordringliche Bedürfnis nach nichtgeschlechtlichem Körperkontakt als soziale Bestätigung und personale Zuwendung in unserer sozial und emotional verkümmerten Gesellschaft nicht verstanden und sexuell fehlinterpretiert in der allgegenwärtigen offenen oder verkappten, d.h. prüden Erotisierung untergeht.

Die psychisch-soziale Ebene

Zentral ist hier die **Spiegelungsarbeit** der Mutter oder Bezugsperson: Sie muß Echo / Spiegel des Wesens, der Gefühle, Empfindungen, Wahrnehmungen, Äußerungen des Kindes sein – sie verstehen (in Einfühlung) und in Liebe, emotionaler Wärme achten, ernstnehmen, bestätigen, beantworten – und zwar gleichbleibend, verlässlich. Auf Seiten des Kindes ist das die Bedingung für das bewußte Erleben und die Versicherung des eigenen Daseins und Wertes und für die Bildung des eigenen authentischen, echten Selbstes/der Identität einschließlich einer positiven, liebenden Besetzung des eigenen Körpers.

Und zwar sollte eine nicht bedingte Achtung und Liebe und Zuwendung vorliegen. Das bedeutet: Auch das Ernstnehmen und Korrigieren von Charakterschwächen, das Bestrafen von Fehlern geschieht wegen dieses Ernstnehmens der Person auf der Basis unbedingter, unveränderlicher Liebe und Zuwendung, nicht durch Liebesentzug und Verweigerung der sozialen Anerkennung. Nicht: Ich liebe dich, wenn du meine Erwartungen und Pläne erfüllst. Sonst entziehe ich dir meine Zuneigung... Nicht: Du bekommst Zuwendung und Anerkennung, wirst akzeptiert nur, wenn du so bist, wie ich dich will und für mich brauche. Das ist ersichtlich keine objektive, selbstlose Spiegelung, Liebe und Achtung der Person des Kindes. Es ist vielmehr das Aufprojizieren der eigenen oft unbewußten unbefriedigten Emotionen und Bedürfnisse nach Achtung,

⁴ Durchschlagend dokumentiert von H. F. Harlow, ausgehend von Experimenten mit Primatenbabys: The nature of love. In: *American Psychologist*, 13 (1958), 673–685.

⁵ In der Medizin und Psychologie bekannt als „Hospitalismus“. Grundlegend hier die Arbeit und Dokumentation von René Spitz: Hospitalism. An inquiry into the genesis of psychiatric conditions in early childhood. In: *Psychoanalytic Study of the Child*, 1 (1945), 53–74.

⁶ Liedloff, J.: *Auf der Suche nach dem verlorenen Glück*, München 1994.

Rücksichtnahme und Liebe. Ein Benutzen des Kindes als Mülleimer der eigenen seelischen, auch sehr oft religiösen und moralischen Ängste und Konflikte.

Es ist eine Tatsache, daß eine nicht souveräne, nicht glückliche Mutter in der Regel besonders das erste Kind oder Einzelkind für sich verfügbar macht für das, was sie selbst als Kind, in ihrem Leben, in der Ehe oder Partnerschaft nicht bekommen oder erlitten hat, meist ohne es zu wollen: allein durch die Tatsache, daß sie nicht fähig ist, frei, souverän, objektiv das Wesen, die Gefühle des Kindes zurückzuspiegeln, sondern dem Kind faktisch ihre eigenen negativen Gefühle, Konflikte, ihr Unglücklichsein spiegelt. Wichtig und zentral scheint gerade für Eltern und Erzieher zu sein, eine souveräne, harmonische, innerlich freie Persönlichkeit ausgebildet zu haben. Es handelt sich im eine praktische Anwendung des Prinzips, daß die Selbstliebe Voraussetzung einer dem anderen gerechtwerdenden Nächstenliebe ist und ihr vorangehen muß.⁷ Nicht was die Mutter, der Vater, die Bezugsperson sagt oder tut, ist entscheidend und prägend, sondern was sie *ist*, als Person.

Es ist also eine Umkehrung, eine Perversion der richtigen Ordnung, wenn das Kind stillschweigend als Echo/Spiegel/seelische Ablade mißbraucht wird zur Stabilisierung des schwachen, ängstlichen, bedürftigen Ichs der Mutter und anderer Bezugspersonen: es nimmt so deren ganzen emotionalen und geistigen und religiösen Wirrwarr, das Unglück der Mutter und Bezugspersonen automatisch in sich auf und erfährt nie, wer und wie es selbst ist. Und es kann sich nicht dagegen wehren, denn es braucht lebensnotwendig diese Zuwendung und Liebe, auch wenn sie krank macht und die Persönlichkeit schwer stört und unterdrückt. Das ist eine seelische Vergewaltigung der Person und der natürlichen, berechtigten Bedürfnisse und Erwartungen – die größte Wunde der Seele: nicht als das, was man war bzw. ist, angenommen und geliebt worden zu sein. Die Folge ist

(1) ein falscher, bedrohlicher und frustrierender Eindruck der Weltwirklichkeit und ein genauso geartetes Bild des Absoluten: Angst statt Urvertrauen.

(2) ein falsches, verzerrtes, desintegriertes Selbstbild des Kindes: das wahre Ich/Selbst ist oft für immer in einem inneren Gefängnis, in einem schwarzen „Loch“ eingesperrt.

Was das spätere Leben angeht, so ist klar: wer so früh und so elementar frustriert und mißbraucht wurde, dessen Charakterprägung ist von vorherrschendem Urmißtrauen und Urange bestimmt. Im einzelnen bedeutet das:

- Kein gesundes Selbst- und Fremdvertrauen und keine Sicherheit/Geborgenheit in personalen Beziehungen spiritueller Art oder sozialer Art, verbunden mit einer pessimistischen Grundhaltung.
- Den Ersatz bildet eine existentielle Sicherung in materiellem Besitz oder in einer Weltanschauung bzw. Religion verstanden als objektiv verfügbarer, beherrschbarer geistiger Besitz.
- Mißtrauen und soziale Angst vor konkreter personaler Zuwendung und Liebe trotz abstrakter Sehnsucht nach und Leiden unter mangelnder sozialer Nähe und der Unfähigkeit zu lieben. Liebe ist allenfalls in der Form narzißtischer oder romantischer Besetzung anderer vorhanden.
- Unfähigkeit, reife soziale Kontakte aufzubauen und durchzuhalten. Soziale Annäherung wird nur soweit gestattet als sie beherrschbar erscheint, d.h. ohne emotionale Bindung bzw. jederzeit lösbar.

⁷ In der christlichen Tradition ist hier einschlägig Thomas v. Aquin: *Quaestio disputata de caritate* (Über die Liebe), Art. 9, corp. Dort beschreibt der bekannte scholastische Denker im Anschluß an die Erörterung der Emotion 'Liebe' die Rangordnung der Liebe. An erster Stelle steht die Liebe resp. das Suchen nach dem Sinn und dem göttlichen Absoluten, an zweiter Stelle die Liebe zum eigenen Selbst und an dritter Stelle die Liebe zum Nächsten (vgl. „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“).

- Gesellschaft und Geborgenheit wird oft bedrohlich erlebt: als entweder vereinnahmend oder nicht verlässlich. Nur streng institutionalisierte, weitgehend vorausberechenbare Sozialsysteme bieten solchen urmißtrauischen Menschen Heimat, werden akzeptiert und verteidigt, weil sie nicht Vertrauen, sondern nur Gehorsam fordern. Überhaupt ist typisch der Austausch des Vertrauensprinzips durch das Gehorsamsprinzip, oft verbunden mit der Bereitschaft zu blindem, unkritischem Gehorsam und faschistischen Idealen.
- Die Triebspäre und Geschlechtlichkeit erscheint entweder radikal verdrängt oder überstark und vergrößert.
- Psychosomatische Erkrankungen sind häufige Folgeerscheinungen: Sie resultieren aus der Unfähigkeit zu psychischer Konfliktverarbeitung aufgrund fehlender persönlicher Öffnung, Vertrauens und Kommunikation. Dadurch werden die seelischen Bedürfnisse blockiert und unerfüllbar *und* sind trotzdem immer gleich vehement da, was einen leibseelischen Dauererregungszustand, eine vegetative Streßsituation bewirkt. Seinen Niederschlag und eine Entlastung findet derselbe in körperlichen Symptomen (Magen- und Darmgeschwüre – Bronchialasthma – Schilddrüsenüberfunktion – Nervöse Hautallergien – Gelenkentzündungen – Primärer Bluthochdruck – Migräne).

Fassen wir zusammen: Ohne eine intakte und gesunde Primärbindung kann ein Mensch nicht innere Sicherheit, ein stabiles Selbstbild, Urvertrauen (statt Urmißtrauen), soziale Kompetenz (statt soziale Angst) und gesunde Selbstständigkeit (statt depressiven Mindergefühlen) gewinnen. Ohne intakte und gesunde Primärbindung folgt eine psychovegetative Beschwerdelage sowie eine Kompensation durch Rückzug in die abstrakte Intellektualität und/oder Anerkennungssuche durch unpersönliche funktionale Leistung bis zur physischen Erschöpfung.

Daß diese grundlegenden Lücken der psychosozialen Entwicklung bei Versagen oder Ausfall der biologischen Mutter durch andere Bezugspersonen übernommen werden können, ist in Forschung und Praxis unbestritten, wenn auch mit zunehmendem Lebensalter selten und psychologisch sehr schwierig:

„Für den Psychoanalytiker Heinz Kohut⁸ ist das Bedürfnis nach Verschmelzung charakteristisch für die frühe, symbiotische Mutter-Kind-Bindung. Ein Kind, dessen Wünsche nach Verschmelzung nur unzureichend befriedigt worden sind, kann sich an das Geschwister klammern und versuchen, mit ihm eine symbiotische Beziehung aufrechtzuerhalten. Die Unzertrennlichkeit von Geschwistern, die immer zusammenspielen und sich gegen jede Trennung zur Wehr setzen, wurzelt möglicherweise in ihrem unabgesättigt gebliebenen Verschmelzungsbedürfnis. Solche Geschwister fühlen sich nachweislich wohler, wenn sie sich in der Gesellschaft des anderen befinden, sie brauchen die körperliche und gefühlsmäßige Nähe zur Aufrechterhaltung des eigenen seelischen Gleichgewichts.“⁹

Das Entwicklungs- und Erziehungsziel auf der folgenden Stufe des zweiten und dritten Lebensjahres ist die Autonomie. Dieses Ziel bzw. diese Kompetenz baut auf der im ersten Lebensjahr erworbenen Basis des Geborgenheits- und Selbstwertgefühls auf:

„Im zweiten und dritten Lebensjahr fordert im Rahmen der motorischen Entwicklung das **psychische Bedürfnis nach Autonomie sein Recht**, was von Seiten der Eltern mit einem langsamen Abbau der Abhängigkeitserziehung einhergehen sollte. **Ein festes Geborgenheitsgefühl, welches unabhängig von Verdiensten und Leistungen dem Kinde von den Eltern garantiert wird, ist während der ganzen infantilen Entwicklung unerlässlich.** Ist das nicht der Fall, so hat das Kind später für die sozialen Beziehungen 'keine Valenzen' frei, weil es immer mit Sicherungsmaßnahmen zur Aufrechterhaltung des eigenen Selbstwertgefühls beschäftigt ist. Der Mensch kommt sozusagen niemals aus seiner infantilen

⁸ H. Kohut ist sogenannter Neoanalytiker [= moderne Weiterführung der Psychoanalyse mit dem Ziel der Überwindung von Verengungen und realitätsabgelösten Spekulationen des Freudischen Modells]. Vgl. dazu auch Hoffmann/Hochapfel: *Neurosenlehre, Psychotherapeutische und Psychosomatische Medizin*, 367.

⁹ Kasten, H.: *Geschwister. Vorbilder, Rivalen, Vertraute*, Berlin/Heidelberg/New York u.a. 1994, 84.

Selbstbezogenheit heraus, weil er kein **stabiles Selbstbild** entwickeln konnte, das die **Basis aller sozialen Beziehungen** ist. Dieses stabile Selbstbildnis entsteht in seinem wesentlichen Teil wohl dadurch, daß das Kind einfach erlebt, **daß seine bloße Gegenwart bei seinen Eltern Zufriedenheit und Interesse an seiner Person auslöst**. Da die entscheidende, die innere Sicherheit des Kindes begründende Beziehung in den ersten Jahren eine Zweierbeziehung ist, in der Regel die zur (psychologischen) Mutter, bezeichnen wir die Konflikte um Abhängigkeit und Autonomie auch als dyadische Konflikte. Zur Beschreibung der psychischen Welt des ganz jungen Kindes sprechen wir auch von der Mutter-Kind-Dyade [= griech.: Zweiheit].¹⁰

Und: „Mit der zunehmenden Entwicklung der Motorik wird zum wichtigsten Erlebnis dieses Zeitraums das der **Autonomie**. Das Kind macht die Erfahrung, daß es selbst etwas wollen, selbst etwas tun kann. In erster Linie, daß es sich von seinen Eltern entfernen kann. Hier kann eine restriktive Erziehung erheblichen Schaden anrichten. Sie ist restriktiv, weil die Eltern letztlich Angst haben, das Kind zu verlieren. Oft sind die Eltern Menschen, die mit ihrem eigenen Gefühl des infantilen Allein-gelassen-Werdens nicht fertig geworden sind. Jetzt versuchen sie, ihr eigenes Kind um jeden Preis zu überwachen und zu kontrollieren. Eltern dieses Typus werden auch als *'überprotektiv'* bezeichnet. **Der Schutz vor dem eigenen passiven Ausgeliefertsein ist das zentrale Motiv, von sich selbst abhängige, passive Wesen großzuziehen. Autonomwerden heißt nämlich, sich selbst bestimmen zu können, heißt letztlich, nach seinem eigenen Gesetz und nicht mehr nach dem der Eltern zu leben. Sind die Eltern infantil abhängig geblieben, so stellt für sie das natürliche Autonomiestreben des Kleinkindes eine unerträgliche Herausforderung und Quelle von Ängsten dar. An die Stelle von verständigem Begleiten und Einführen des Kindes in die Art seiner Umwelt tritt ängstliche Restriktion.** Das Kind, das jetzt ohnehin lernen muß, mit seinen aggressiven Regungen fertig zu werden, **kommt im rigiden Milieu zunehmend in die Gefahr, seine Wünsche nach Autonomie mit seinen aggressiven Bedürfnissen zu verwechseln. Der Fehlschluß sieht dann so aus: 'Wenn ich etwas für mich will, dann ist das in jedem Fall böse, gut ist nur, was die Eltern wollen.'** Der Trotz, die natürlichen Autonomieversuche des Kleinkindes, wird von der restriktiven Umwelt als besonders bedrohlich erlebt. Es gilt dann, wie es so schlimm heißt, den Trotz des Kindes zu brechen. Die Annahme des Kindes, daß alles, was es für sich will, böse ist, ist in solchem Milieu genaugenommen gar kein Fehlschluß. Es ist eine zutreffende, wenn auch für die Entwicklung sehr nachteilige Interpretation der Erwartung der Umwelt.“¹¹

Nach dem Säuglingsalter ist nach den bestdokumentierten Untersuchungen der sogenannte *autoritative Erziehungsstil* als optimal anzusehen:

„Beim autoritativen Führungsstil wird starke elterliche Kontrolle mit Wärme und offener Kommunikation kombiniert. Man unterscheidet diesen vom *permissiven Erziehungsstil*, der dadurch gekennzeichnet ist, daß die Eltern wenig eingreifen, und vom *autoritären Erziehungsstil*, der durch starke elterliche Kontrolle charakterisiert ist, aber auch durch wenig Sensibilität für das, was die Kinder zu Entscheidungen und Plänen beitragen könnten.“¹²

Das Entwicklungs- und Erziehungsziel auf der folgenden Stufe des Vorschulalters (3–6 Jahre) ist die Eigeninitiative:

„Gegen Ende der Vorschulzeit ist aus einem Kind, das zunächst zur unmittelbaren Umgebung und dann zu sich selbst ein Urvertrauen entwickeln konnte, eine Person geworden, die nun sowohl bei intellektuellen als auch körperlichen Aktivitäten die *Initiative* ergreifen kann. Die Reaktionen der Eltern auf die Aktivitäten, die das Kind von sich aus unternimmt, stärken entweder sein Selbstvertrauen, das es auf der nächsten Stufe braucht, oder sie versehen es mit *Schuldgefühlen* und dem Bewußtsein, ein dummer Eindringling in die Welt der Erwachsenen zu sein.“¹³

¹⁰ Hoffmann/Hochapfel, a.a.O. 52–53.

¹¹ Ebd. 46.

¹² Zimbardo, Ph. G.: *Psychologie*, Berlin/Heidelberg/New York u.a. 61995, 84.

¹³ Zimbardo, Ph. G.: *Psychologie*, Berlin/Heidelberg/New York u.a. 61995, 91.

Die weiteren Entwicklungsziele können nur anskizziert werden:¹⁴

Von sechs Jahren bis zur Pubertät geht es um den Erwerb von *Kompetenz* als Vertrauen auf angemessene grundlegende soziale und intellektuelle Fähigkeiten. Wenn dieses Ziel nicht überzeugend erreicht wird, entstehen mangelndes Selbstvertrauen, Gefühle des Versagens und der Minderwertigkeit.

In der Jugend (Pubertät und Adoleszenz) geht es um die Findung und Stabilisierung der eigenen *Identität* als festes Vertrauen in die eigene Person. Bei Nichterreichen des Zieles bleibt ein schwankendes und unsicheres Selbstbewußtsein und desintegrierte Wahrnehmung des eigenen Selbst.

Im jungen Erwachsenenalter ist das Ziel die Fähigkeit zur Nähe, Intimität und zur *Bindung*. Scheitern wird hier angezeigt durch das Gefühl der Isolierung, Einsamkeit, des Abgetrenntseins, oder auch der Leugnung des Bedürfnisses nach Nähe.

Das mittlere Erwachsenenalter fordert überpersönliche Interessen an Familie, Gesellschaft, künftigen Generationen. Das Versagen auf dieser Stufe zeigt sich in Erstarrung in selbstbezogenen Interessen und fehlender Zukunftsorientierung.

Das höhere Erwachsenenalter sollte die ganzheitliche Ich-Integrität in einer grundlegenden Zufriedenheit mit dem Leben realisieren. Das Nichtgelingen schlägt sich in Gefühlen der Vergeblichkeit und der Enttäuschung nieder.

¹⁴ Die Darstellung folgt dem Modell der psychosozialen Entwicklungsstufen von E. Erikson, das weithin und quer durch die verschiedenen Schulrichtungen akzeptiert ist. Maßgeblich: Erikson, E. H.: *Kindheit und Gesellschaft*, Stuttgart 1979. Vgl. Zimbardo, Ph. G.: *Psychologie*, Berlin/Heidelberg/New York u.a. 1995, 90.